

Tobelvolk [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 9

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Belletristisches, Kunst und Literatur.

Museum.

Von Hans Wagner.

Vorbei an des Münsters nachtragendem Helm
Ueber schlafende Dächer und Mauerzinnen:
Was haben die Lichter des Sichelmonds?
Husch, husch! ein heimliches Riesel und Rinnen?
Wer gibt die Parole? Was klingt durch die Nacht? —
Die uralte Mumie ist aufgewacht.

Querein über Brücke und wogenden Strom
Die Lichter zucken wie glimmender Zunder.
Da drüben — die Mauern, die Türme, das Tor:
Da schlummert der alte historische Plunder.
Und in die Hallen und Stubenreihn
Schon brechen die bleichen Lichter herein.

Sie trippeln und tänzeln auf goldenen Schuh:
„Wo liegt sie? wo regt sie die wächsernen Glieder?“
Und schlüpfen verstohlen durch Gitter und Schloß
Und zünden in Kisten und Kästen nieder,
Hinüber, herüber. — Da regt sich's im Schrein —
Husch! huschen die glimmenden Lichter herein.

Und jetzt, und da hebt sich's aus grünlicher Truh.
Da richtet sich's auf im gebrochenen Lichte
Und reckt die Glieder und räuspert sich hohl
Und starrt in die Runde mit fahlem Gesichte.
Vom Dome herüber dröhnt Mitternacht.
Ein heimliches Lichtlein kichert und lacht.

Doch hoch dehnt die Mumie sich ragend empor.
Und rundum im Raume wird bängliche Stille.
Von Wangen und Schultern und Lenden herab
Wegblättert der Linnen gemoderte Hülle.
Und schimmernd um schmale Gelenke erwacht
Der schmückenden Spangen goldblinkende Pracht.

Um wölbige Glieder ein weißes Gewand.
Und sekund lebendig ein königlich Schreiten.
Die Lichter funkeln. Durch Tür und Portal
Hinwandelt ein Herrscher verschollener Zeiten.
Ein Wehn durch die Säle, ein Zittern bang,
Ein Klirren und Klingen die Mauern entlang.

Und rundum geweihter Schlachtbanner Wucht,
Die neigen sich willig dem Heldenalten.
Stahlritter stehn und Söldnerknecht
Und stolzer Schweizer Kampfgefallen.
Die beugen sich seinem Blick und Bann,
Laut heben die Schwerter zu klirren an.

* * *

Und also schreitet er stumm einher.
Die Lichter brennen auf schwarzem Gestühle.
Jahrtausende streift der gemessene Schritt
Durch Frieden und durch Kampfgewühle,
Da leuchtet die Stirn, und das Auge loht:
„Allüberall Leben, allüberall Tod!

Und immerdar vorwärts und immer hinan!
Und ewig dem Leben gehören die Siege,
Und ewig der Hoheit gebührt der Ruhm,
Wie mächtig die Roheit zur Sonne fliege! —“
Er ruft es und löst sich im Mondenschein,
Und andern Tags modert's im Mumienkrein.

Lobelvolk.

Eine Vorgeschichte von Paul Hg.

7

In der Tat fühlte der junge Mann, daß er ihrer
sanft harrenden Bereitschaft nicht einen Tag lang wider-
stehen konnte. Sie zog ihn an wie die Schlange den Frosch.
Und mit der stolzen Braut war auch das Ideal der Ent-
haltsamkeit von ihm gewichen; es hatte die Regenbogen-
farben verloren und galt ihm nur noch als lächerlicher
Börsanz. Wozu gut?

„Wie kommt's denn überhaupt, daß du da bist und
nicht im Geschäft!“ herrschte er sie, ihre Frage nicht be-
achtend, in anmaßlichem Tone an und stellte sich, wie wenn
er ihr gleich zu Leibe gehen wollte. Für Marei war das
jedoch ein Rausch des Entzündens ohne gleichen, der jede noch
so stürmische Diebstahlsung übertraf. Sie hielt sich mit einer
Hand am Tisch und gab sich ihrerseits wie ein schuld-
bewußtes Kind, das eine harte Strafe gewärtigt.

„Es ist, weil ich von jetzt an daheim bleiben möchte.
Ich laß' mir Nachschickware schicken. Dabei kann ich noch
mehr verdienen als im Geschäft!“ begann sie stöhnend,
furchtsam zu sprechen, indes sie mit dem Zeigefinger allerlei
sinnlose Figuren beschrieb.

Dann geschah ein jäher Uebergang.

„Weißt du, was dir eigentlich gehörte?“ Er trat dicht
an sie heran und padte sie genau so, wie sie's gestern
abend an der gleichen Stelle mit ihm gemacht hatte. Da-
gegen sank sie so demütig nieder, umfakte seine Knie und
preßte stöhnend eine Schläfe dagegen: „Schlag mich —
soviel du willst. Aber vergib mir, Heinrich. Ach vergib
mir!“

Es war kein Körnchen Wahrheit mehr in beider Tun.
Ihre Sinne strebten sich unaufhaltsam zu, die zwei Wochen
der Trennung hatten nichts weniger als Abkühlung erzeugt.
Nur unter schmerzlichsstem Verzicht gelang es ihm, den
Schein des Zorns, der Antipathie noch eine Weile zu
wahren, bis sie genugsam gemammert und gebettelt hatte.
O wenn er gewußt hätte, wie leicht sie sein Spiel durch-
schaute! Aber stören mochte sie es dennoch nicht. Es war
weit besser für sie, wenn er nicht zu sehr vor ihr erröten
mußte! Darum ließ sie schnell wieder von ihm ab. Nur
keine plumpen Eselsbrücken! Von nun an — soviel wußte
Marei — brauchte sie nicht mehr in ihrer Kammer zu
frieren. Und die Zeit einer ehrbaren Gemeinschaft konnte
jetzt auch nicht mehr ferne sein.

Nach langem, gestaltungsreichem Schweigen legte Hein-
rich den Kommodenschlüssel auf den Tisch.

„Meinetwegen — wenn du also gehen willst — nimm vierzig oder fünfzig Franken mit. Du wirst ja wissen, was Vater und Mutter am besten brauchen können. Für Jörg ist schon gesorgt und — für dich auch!“ sagte er zuletzt und floh darauf mehr vor sich selbst als vor ihr, die sich im siebenten Himmel wähnte und ihm nur allzugern an den Hals geflogen wäre! —

Es wird wohl so das Los aller bedrängten Jugend sein, die nicht weiß, wo sie sich anders betten kann, ihr Götter! warf er unterwegs auch die letzten Zweifel zum Tempel hinaus. Am Ende — was half's, die Begierden unterdrücken? Sie konnten sich rächen, die Lebensäfte vergiften und die Willenskraft im selben Maß verwirren, hintanhalten, als Ausschweifungen sie zerstörten! Lieber blindlings hindurch, als seufzend vorüber. Einer hatte es offen ausgesprochen:

„Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,

Was nicht genügte, ließ ich fahren,

Was mir entwich, ließ ich ziehn —“

Von einem Vorsprung des Hügels sah der Jüngling zurück, zuerst auf die niedrigen Tagelöhnerhütten im Tobel, wo auch seine Wiege stand, dann auf die herrschaftlichen Sommerhütten zu beiden Seiten und zuletzt, langsam vorrückend, über die Dächer des bäurischen Oberdorfs hinweg und hinaus auf die Landspitze, wo neben den zusammenhängenden, spitzegebeligen Fischerhäuschen das breite Anwesen des Rats Herrn Stadler prangte. Heinrich ballte unwillkürlich die Faust und verzog den Mund zu einem frechen Lachen: „Ihr da unten! Herren und Knechte! Und alles zusammen ist nicht größer als ein Schnedehaus, ein Brummeln und Tuscheln für einfältige Ohren! Aber mir soll die ganze Welt noch singen und klingen!“

So kam er wieder munter an die Arbeitsstätte. Er bemerkte nicht einmal, daß da und dort, wo er grüßend an den Mannen vorüberging, spöttische Blicke an ihm hängen blieben. Dagegen sah er seinen Gespannen nur ungern inmitten einer Gruppe stehen und Kraftstücke vorführen.

„Meinst du?“ sagte Jörg zu einem andern und spuckte in die Hände. Dann packte er einen dicken Stamm, schwang ihn mit einem Ruck auf die Achsel und warf ihn dann wieder zu Boden. „Probier's, du Föhel! Dem, der mir's nachmacht, zahl' ich einen Doppelliter!“

Der andere konnte ihn kaum von der Stelle bewegen und mußte ein böses Gelächter über sich ergehen lassen. Von allen war nur der schwarzarmige, sehnige Schmied, der sich die Leistung zutraute, und auch dem gelang sie bloß zur Hälfte. Erst als niemand mehr daran dachte, machte sich der junge Stadler, den das prächtige Wintervergnügen auch hinaufgelockt hatte, heimlich ans Werk. Er war ungefähr von gleicher Größe und Statur wie Jörg, vermutlich ein scharfer Pauerbruder, der seine Muskelkraft nicht rosten lassen mochte. Wirklich, wenn auch erst nach etlichen Anläufen, gelang es ihm, den schweren Brocken hinaufzubringen, was umsomehr Beifall erweckte, als es nicht einer erwartet hatte.

„Zahl' aus, Sugentobler! Wer prahlt, bezahlt!“ rief der Schreiner Frid Schadenfroh.

„Tha — auf die Art, mit Ach und Krach ist's keine Kunst!“ warf der Gefoppte mit Verachtung hin und suchte

in der Runde, bis er ein gut um die Hälfte schwereres Probestück gefunden hatte. Dieses Herrenhörnchen war ihm ohnehin ein Dorn im Auge.

„Gilt die Bett' — auf entweder — oder — um einen halben Napoleon?“ fragte er den Studenten, der ein weißes Wams, weiße Nebelkappe und Reitstiefel trug.

„Mach keine Dummheiten! Das will mir an dir nicht gefallen!“ warnte Heinrich, schon wieder bereuend, daß er nicht lieber bei der Märei geblieben war.

„Es gilt!“ sagte der Herausgeforderte kurz. Er stand da wie einer, der Grafschaften zu verschenken hat, breitbeinig, die Hände hinten eingestemmt.

Jörg wurde sichtlich blaß, als er, die Schultern wendend, zuerst einmal die genaue Mitte des mächtigen Klohes maß. Dann gab es einen harten Ruck, daß all seine Gelenke knakten, der Stamm fuhr zwar in die Höhe, aber der Athlet verlor das Gleichgewicht und ließ ihn, kaum die Achsel berührend, hintenüber fallen. Der starke Bursch zitterte am ganzen Leib wie ein halbtotgekehrtes Roß, sein Gesicht war ohne ein Tröpfchen Blut, schrecklich anzusehn, und alle mochten darauf warten, ihn im nächsten Augenblick von einem Knacks oder Blutsturz warten zu sehen. Er holte jedoch langsam wieder Atem, dabei überlegend, ob die Wette für ihn gewonnen oder verspielt war. Der Student bekam fast alle Stimmen. Indessen machte dieser dem Streit ein vorläufiges Ende, indem er großartig seine Börse zog und dem andern ein Goldstück zuwarf. Es fiel vor Jörgs Füße platt auf den festgetretenen Schnee.

„Daß es liegen — zum Teufel!“ knirschte Heinrich empört, als dieser in seiner Geldgier richtig eine Bewegung machte, es aufzuheben. Zu spät empfand Jörg die ihm damit zuge dachte Beleidigung. Es galt darum nicht mehr für voll, wie er schließlich lehrte machte und trozig sein Handwerkszeug ergriff.

Stadler junior hingegen hatte genau auf Heinrich Anderegg acht gegeben und ging jetzt händelsuchend auf diesen zu.

„Was haben denn Sie sich in diese Sache zu mischen, wenn ich fragen darf?“ sagte er schroff — der aufgelegte akademische Raufbold. Man sah wohl, daß ihn keinerlei Antwort von einer Gewalttat abhalten konnte.

Auch Heinrich merkte, wohinaus der Feind wollte. Er trat deshalb einen Schritt zurück, um seine Abneigung gegen Tätlichkeiten offen darzutun, und fragte nur ganz sachlich zurück: Würden denn Sie im umgekehrten Fall das Geld aufgehoben haben?“

„Ich denke: nein! Aber nun sagen Sie — was kümmert Sie denn das? Das möcht' ich wissen!“

Da konnte sich auch Heinrich nicht mehr bezwingen, obwohl er das Nächstfolgende voraussah.

„Somit sind Sie ein frecher Brok — schamlos bis dort hinaus!“ schrie er dem andern zu und streckte zugleich abwehrend die Hände vor, immer noch in der Hoffnung auf eine rettende Dazwischenkunft. Worauf wartete Jörg? Die Angst vor einem Schlag ins Gesicht, dessen er nicht fähig war, machte Heinrich im Nu zum erbärmlichsten Feigling. „Jörg!“ wollte er rufen. Aber die Ohrfeige traf ihn noch zuvor, worauf er mehr vor Schmach und Verzweiflung als wegen dem erhaltenen Schlag über einen

Stamm auf den Rücken fiel. Etliche brutale Gesellen lachten laut dazu, als gönnten sie dem Federfuchser von Herzen die Beschönerung.

Nachsüchtig, am Boden liegend, sah er nun dem Unvermeidlichen zu, das selbst die Stimme eines Gottes aus den Wolken nicht mehr hätte aufhalten können. Er sah, wie Jörg die schnell gebildete Kette der Abwehr gleich einem Faden zerriß und den jungen Stadler, der mit einem drohenden: „Nimm dich in acht, Kerl!“ stehen blieb, förmlich in Grund und Boden rannte. Was weiter geschah, konnte Heinrich nicht verfolgen, weil nun sogleich alle draufzustürzten, zu einem wirren Knäuel geballt. Aber kaum er selbst wieder auf den Beinen stand, da knallte ein Schuß. Die Männer fuhren auseinander, der Student, mit der Waffe in der Hand, aus Mund und Nase blutend, sprang auf und Jörg — bei Gott! blieb hingestreckt liegen.

„Es hat mich — der Galgensiech!“ stöhnte er nur mehr schwach und fiel darauf gleich in Ohnmacht. Keiner vergriff sich an dem schönen Schützen, der doch den Streit frech beschworen hatte. Keiner ließ auch nur ein leises Wort des Tadels fallen. Elende feige Knechte und Dummäuser umstanden sie den überzwerchen Herrensohn, der sich mit Schnee Gesicht und Hände wusch, und sagten sich schlau: „Was geht es mich an? Ich will mir da keine Suppe einbroden!“ Ein geborener Schubiaß und Speichellecker zeigte sogar unverfroren auf Heinrich Anderegg: „Der ist an allem schuld! Hätt' er sein Maul gehalten!“

Der Beschuldigte hörte es nicht mehr. Nach einem einzigen Blick auf die todankündenden Züge seines treuen Richters lief er, was der Boden gab, dem Tale zu. Die andern machten Jörgs Schlitten zum Transport zurecht.

Aber wirklichen Gewinn zog nur einer aus diesem Handel, und das war der verstoffene Schreiner Frid, der einen guten Momet erpakte und das vergessene Zehnfrankenstück schnell in einem Stiefelschaft verschwinden ließ.

Mit der Kantonsrätin ging es zu Ende. Die zunehmende Herzschwäche hatte noch die Wassersucht im Gefolge, und in den letzten Märztagen erklärte der Arzt, daß der Tod nicht mehr aufzuhalten sei. Die Kranke fühlte es selbst am besten, denn das Atemholen wurde ihr von Tag zu Tag schwerer. Die Erstickungsanfälle wiederholten sich rasch, und endlich wünschte sie nichts sehnlicher herbei als ihr letztes Stündlein.

Am Morgen des Tages, der die Erlösung brachte, hatte sie Sohn und Tochter noch einmal allein an ihr Bett gerufen. Eine Menge teurer, köstlicher Erinnerungen aus deren Kindheit bestürmte die scheidende Seele. Wahrlich, sie brauchte ihren Lebtag nicht zu bereuen, hatte sogar ein redlich Teil zum Wohlstand des Hauses beigetragen, und war dazu nicht geplagt von jenen bitteren Sterbengedanken, die ein ungerechter Wandel am Ende zeitigen muß. Die Ereignisse des ihrigen lagen unverstellt da, wenn auch nicht so ganz ohne die Beschönigung der Selbstgerechtigkeit, in welche glücksegnete Menschen so gern verfallen. Von schweren Kämpfen war sie bis zu Beginn ihrer Krankheit immerdar verschont geblieben. Das Glück hatte sie in mancherlei Gestalten: der Zufriedenheit, des Behagens und

Gedeihens fast auf Schritt und Tritt begleitet, und von all den Nagetierchen des Herzens, als da sind: Armut, Schuld, Neid, Haß, Eifersucht, hatte ihr schließlich nur die letztere über Gebühr Schmerzen verursacht. Ihr Gefährte war nämlich trotz seiner fünfundsünfzig Jahre, wenn er wollte, noch ein rüstiger Hochzeiter, der auch unter den Jüngsten noch wählen konnte. Und dieser Gedanke freilich hatte eine scharfe doppelte Schneide. Er zeigte einmal ihre Entbehrlichkeit hienieden, ließ sie sogar fürchten, dem Manne schon lang zur Last zu fallen, und drückte sie nieder mit der Vorstellung einer jungen hübschen Nachfolgerin, welche allmählich „die Spur von ihren Erdentagen“ auslöschen werde. Gleichwohl fand sie nicht den Mut, dem Gatten ein Gelübde abzunehmen, keine zweite Heirat zu schließen. Auch sann und sann sie vergeblich darüber nach, wie sie sich anders die Alleinherrschaft hätte sichern sollen. Die tiefinnere Verkettung fehlte — ihre Seelen waren zu lange wunschlos nebeneinander hergegangen, versunken im Einerlei eines unbestrittenen Wohlergehens. So mußte sich die Ärmste in der Sorge um ein liebevolles Angedenken zuletzt ganz an die Kinder halten.

Und nun waren die gekommen, nun saßen die zwei an ihrem Bett — um Abschied zu nehmen. Sie hatten beide der Mutter ein ruhig Antlitz zeigen wollen, als sei noch nicht entfernt ans Ende zu denken. Allein sie wußten eben doch, daß bereits jenes krampfstillende Gift in deren Adern wirkte, das verabreicht wird, einen leichten, schmerzlosen Tod herbeizuführen. Und als die Mutter mit matter, kindergleicher Stimme selbst vom Abschied zu sprechen begann, war's alsogleich aus mit der vorsätzlichen Gelassenheit. Elisabeth legte bitterlich schluchzend den Kopf vornüber auf die Decke und Gustav machte ein paar hilflose Ausflüchte, sie solle doch nicht so verzagt sein und schon ans Sterben denken.

Das Fenster stand weit auf, weil draußen eine himmlische Wärme war und die Buchfinken im Garten ohn' Unterlaß tiriliierten, als müsse der Frühling durchaus in dieser Stunde eingeläutet werden. Auf dem Tisch stand eine Vase mit frischen Veilchen; nach Tausenden zählten sie und ihr Duft ließ keinen andern Geruch aufkommen. Ein herzbezwingender Dreiklang war's, dieser Jubel im Freien, der Frühlingshauch in der Kammer und die ans Grab gemahnende Stimme der Mutter.

„Ach ihr, meine Lieben!“ sagte sie lächelnd, „nun kann ich ja getrost und gemuten Herzens von euch gehen. Alle beide habt ihr eine schwere, schwere Prüfung überstanden. Ohne inneren Schaden! Ja, laß es mich noch einmal sagen, Gustav: wie ich dem Himmel danke, daß sie dich freigesprochen haben. Allmächtiger Gott, wenn es anders gekommen wäre! Der Schred hätt' mich auf der Stelle getötet. Und darum — und auch damit dir's nicht wie ein Schatten durchs ganze Leben nachjage, so hat mir der Vater — in die Hand hat er mir versprochen müssen, den armen Leuten — der unschuldigen Kindlein wegen — aus freiem Antriebe durchzuhelfen. Ein paar tausend Fränkeln auf oder ab — er merkt es nicht, aber die dort oben — die werden's schon merken! Und wieviel böse Mäuler sind damit zu geschweigen! Ein Unglück bleibt's nun einmal doch, ach ja, ja! Und eine ernste Lehre für dich, Gustav, — wohin Ueber-

hebllichkeit führen kann. Gelt, versprich mir's, und nimm sie dir zu Herzen! Das ist, weiß Gott, mein letzter Wunsch."

Der junge Stadler stützte die Ellbogen aufs Knie und die Hände an die Stirn, so daß die Mutter sein Gesicht nicht sehen konnte. Aber vielleicht sah sie doch — was er verhüten wollte — die hellen Tropfen zu Boden fallen. Sie konnte für lange nur die Haare der Tochter streicheln, die jetzt am stärksten erschüttert war von der Ahnung dessen, was die Mutter, ohne die Kraft mehr finden zu können, ihrem Herzen sagen wollte.

"Elsi — gutes Kind, ja, du auch — hast gelernt wie man sich mit seinem Besten so — und bist nun auch, gelt! gewitzigt. Aber fehlen — o nein — das kann's dir deswegen nicht, Gott behüte, dir nicht. Der Rechte — der wird auch noch" — Frau Stadler sank wieder mit Stöhnen kraftlos in sich zusammen. Gustav ging leise hinaus, den Arzt und den Vater zu holen. Nur wenige vereinzelte Minuten erwachte das Licht noch hinter der feuchten, erkaltenden Stirn, in den brechenden, grauslich verdrehten Augen.

Am Nachmittag zog der Mesner ganz besonders lang am Strang der kleinen Bimmelglocke, so daß die Haldensteiner schon hieraus merken konnten, wem dies „mortuos plango“ und eherne „Staub sollst du werden!“ zugebracht war.

Auch die im Tobel vernahmen die Botschaft.

"Hörst du's Bastian!" schnellte die Hugentoblerin wie närrisch vom Stuhl auf und sah starr zu ihrem Mann hinüber, der daraufhin Kurbel und Storchschnabel fahren ließ und die Maschine zum Stehen brachte. „Das wird der Alten im Steinbock gelten? Und wenn — es nimm' mich doch wunder, ob die einen ringen Tod gestorben ist. Einmal, ich wünschte mir einen bessern, einen mit ruhigem Gewissen! Vielleicht gibt's halt doch noch ein Gericht, wo nicht auf Geld und Namen gesehen wird, wo nicht Freund und Gvatter Recht sprechen. Dann muß sich ja weisen, ob unser Jörg so ein elender Lump gewesen ist, den man, mir nichts, dir nichts, den Garaus machen darf." Sie fuchtelte mit den Händen und sah wie eine geifernde Furie drein. Der Mann setzte sich zu ihr an den Fädelstisch, auf dem Hunderte winziger Nadeln eingefädelt und kompagnieweise in roten und blauen Rissen staken.

Er bangte jetzt oft für den Verstand seiner Frau, denn das unselige Ende des Großen hatte ihre Widerhaken zerbrochen und das Bächlein der Lebensfreude völlig zum Versiegen gebracht. Seid sie ihn begraben hatten, waren ihre Haare weiß, die Hände zittrig geworden. Sie konnte die Arbeit nicht mehr allein bewältigen; Jörgs Witwe, ein scheues, geducktes Weiblein, mußte mithelfen. —

"Fünf Rindsfinder bald und kein Vater dazu!" war ein kindlich wiederkehrender Seufzer der Alten, und nicht selten wurde ein stundenlanges Weinen daraus. Dann schloß sie sich in ihre Kammer ein und wies jeden Trost und Zuspruch ab. Es verfiel nicht mehr, wenn der Mann ihr vorrechnete, wieviel sie zusammen noch erätern und wie lang sie's noch zu treiben vermöchten, um auch diese überzählige dritte Generation auf die Beine zu bringen.

"Du liebe Seel!" sagte sie dann kopfschüttelnd. „Du vergißt nur eins. Dazu gehört noch ein anderer Segen! Und grad an dem hat es uns immer gefehlt. Was hilft alles Werken und Sparen! Uns wird noch das hinterste Bischchen verhagelt! Arm wie die Kirchenmäuse müssen wir am Ende zum Sprengel hinauswandern.“

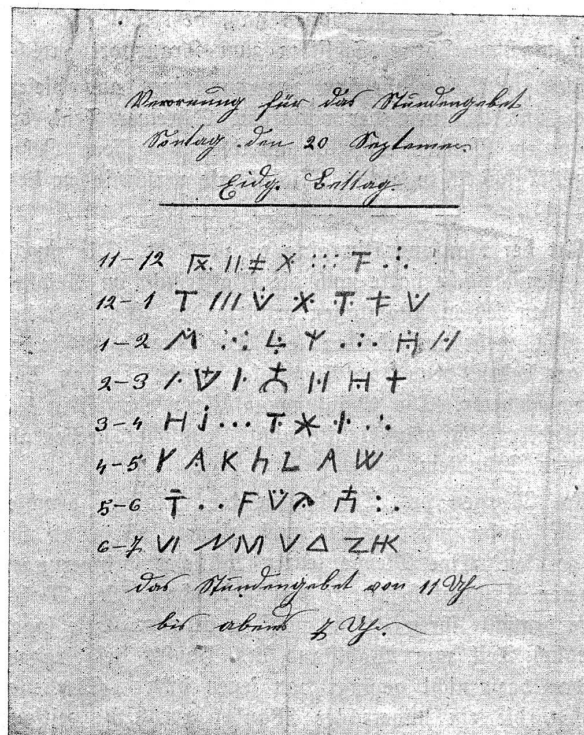
Nur in einem Punkt hatte die Hugentoblerin noch Beharrlichkeit. Der betraf ihren Schwestersohn. Sie war von der Stunde an, da Jörg sterbend heimgebracht wurde, gegen Heinrich eine andere geworden. Ohne ihn mit Worten anzuklagen, ließ sie ihn fühlen, wie schwer nach ihrem Bedürfnis das Elend und wie armselig die Freude war, die er, entgegen dem einstigen Willkomm, in diesem Haus verbreitet hatte. Sie befand sich sonetwegen in einer unausgesetzten heftigen Spannung. Der letzte Sinn und Zweck ihres Lebens lag für sie darin, ihm das zur Pflicht zu machen, was er sich hinter ihrem Rücken zum Vergnügen erkoren hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Rechtsleben der Bergbauern.

Von Otto Kehrli, Bern.

Es gereicht uns zur Freude, ein kürzlich erschienenenes Buch anzeigen zu können, das nicht nur Juristen zu fesseln versteht, sondern auch die Beachtung weiterer Kreise verdient. Professor Gmür, der Berner Rechtslehrer für germanisches Recht, hat es sich zur Aufgabe gemacht, gewisse Erscheinungen aus dem Rechtsleben unserer Bergbauern zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung zu machen. Er ver-



„Verordnung für das Stundengebet“ aus Kippel (Oberwallis). Im Lötschental hat sich der alte Brauch der Hauszeichen bis in unsere Zeit hinübergerettet. Wenn z. B. zum Gemeindefrohndienst oder Kirchendienst aufgeboden wird, so geschieht dies im Anschlag nicht einfach dadurch, daß die Namen der Pflichtigen genannt werden, sondern es werden die Hauszeichen der an die Reihe kommenden Haushaltungen aufgeführt.